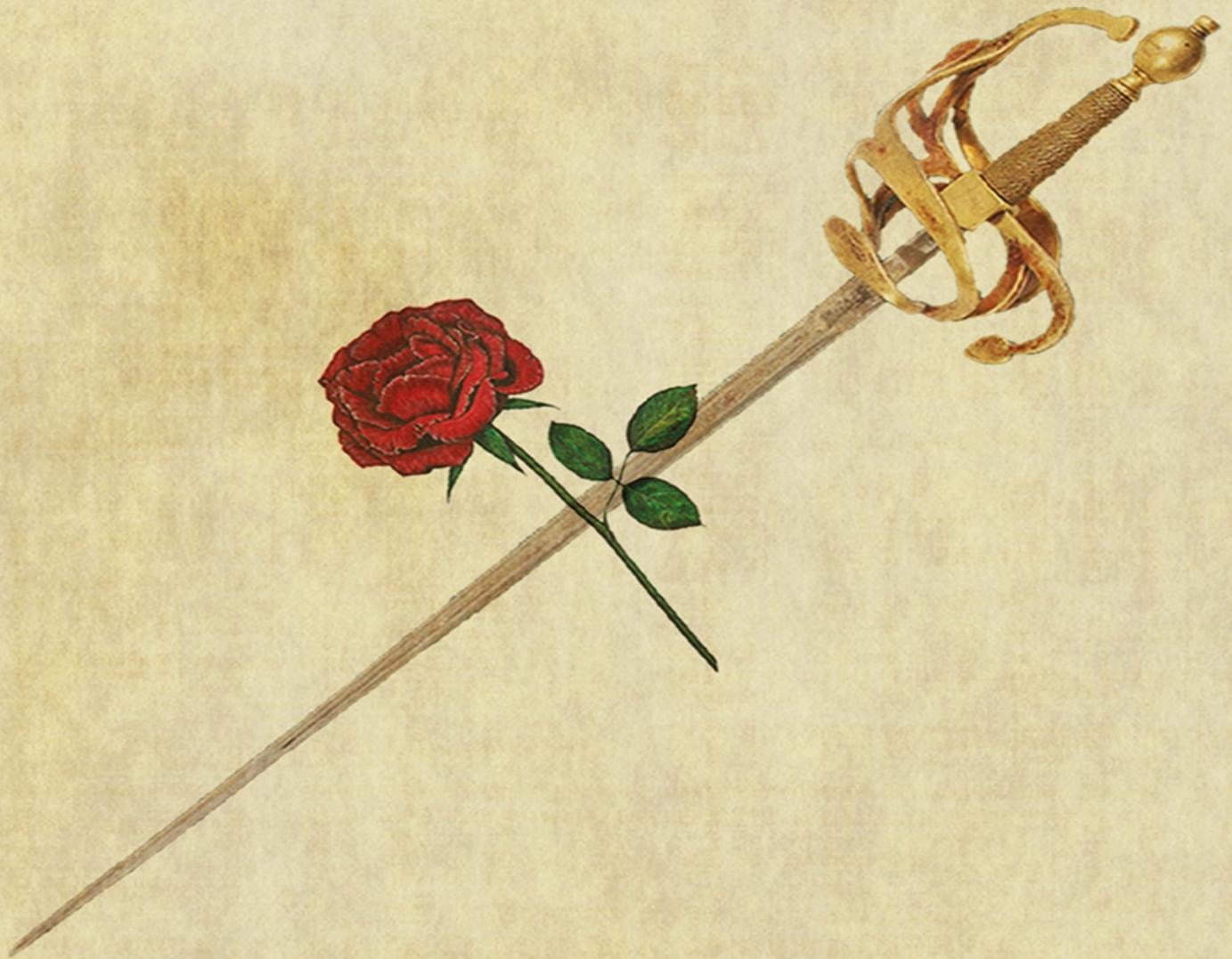


Heinz Stalder

FRÉDÉRIC DE CERGNAUX

Roman



ZYTGLOGGE

Inhalt

Cover

Schmutztitel

Impressum

Titel

I

Im Ende des Regenbogens

II

Stutenreiter

III

Mariée du Taureau

IV

Das Üechtland

V

Epanouis la rose

VI

Die Grabrede

VII

Wasserscheu

VIII

Der Scheiterhaufen

IX

Gefallene Magdalenen

X

Fliegen für den Teufel – Nonnen für die Bauern

XI

Grâce à Dieu

XII

Der Finger Gottes

XIII

Paris

XIV

Tracassin de Cergnaux

XV

Aus Gottseidank wird Teufelsstern

XVI

Bluttausch

XVII

Angela le Feu und Federico Di Bartholomeo

XVIII

Jeder Messerwerfer wird früher oder später zum Mörder

XIX

Le droit de cuissage

XX

Tannenzapfen im Austerngarten

XXI

Im Bockshorn

XXII

Cupido im Morgentau

XXIII

Wo Gott auf der Strecke blieb

XXIV

Coqueluche des dames

XXV

Diabolo

XXVI

Hellebarden und Morgensterne

XXVII

Véroniques Bankert

XXVIII

Falsche Unschuld

XXIX

Antonio Di Cergnopoli

XXX

Aufbruch unterm Regenbogen

Über den Autor

Backcover

Heinz Stalder

Frédéric de Cergnau

Autor und Verlag danken für die
Unterstützung:



Der Zytglogge Verlag wird vom
Bundesamt für Kultur mit einem
Strukturbeitrag für die Jahre 2016 – 2020
unterstützt.

© 2020 Zytglogge Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Gregor Szyndler
Covergestaltung: annia.
eBook-Produktion: 3w+p, Rimpar

ISBN ePub 978-3-7296-2324-8
ISBN mobi 978-3-7296-2325-5

www.zytglogge.ch

Heinz Stalder

Frédéric
de Cergnau

Roman
Z Y T G L O G G E



Im Ende des Regenbogens

Mit Pesttoten an Bord waren sieben genuesische Handelsschiffe aus dem Schwarzen Meer in den sizilianischen Hafen von Messina eingelaufen.

Es herrschte Krieg zwischen England und Frankreich. Hundert Jahre sollte er dauern. Noch residierte der Papst in Rom. Petrarca hatte den Mont Ventoux bereits bestiegen. Der für die Renaissance wegweisende Maler und Baumeister Giotto lebte nicht mehr, während Giovanni Boccaccio wahrscheinlich noch an seinem Dekameron feilte. Von Guillaume de Lorris und Jean de Meung existierte der 22 000 Verse umfassende Rosenroman. Das gewaltige Werk zur Liebeskunst wurde vom Adel und vor allem der Geistlichkeit eifrig gelesen.

Die noch ziemlich junge Eidgenossenschaft tat sich schwer mit den Habsburgern. Dass in der Schlacht am Morgarten 1500 Urner, Schwyzer und Unterwaldner ein habsburgisches Heer von 7000 Kämpfern zu Fuß und 2000 Rittern in eine Falle lockten, fast alle Berittenen in brutalen Nahkämpfen mit ihren Hellebarden abschlachteten und dabei selber nur zwölf Mann verloren, konnte das stolze Habsburg nicht auf sich sitzen lassen. Im Laupenkrieg im Sommer 1339 erfuhr ein aus verschiedenen Adelsgeschlechtern zusammengewürfeltes Heer professioneller Ritter durch ein weit kleineres Heer der Stadt und Republik Bern eine ähnliche Abfuhr.

Nach einem von Agnes von Ungarn vermittelten Frieden zwischen Bern und seinen Herausforderern feierten in Düdingen oder Guin, nahe der habsburgischen Stadt Freiburg im Üechtland, die Landadeligen De Guin die Hochzeit eines ihrer Söhne mit der Tochter eines Burgherrn aus dem Greyerzerland. Geladen war auch die Familie von Schernelz, ein Ableger des bernischen Patriziats.

«Komm!», sagte Véronique de Guin zu Fritz von Schernelz und zog den gerade sechzehn oder vielleicht auch erst vierzehn Jahre alten Knaben von der mit schwerverdaulichen Speisen überladenen Tafel durch den Blumen- und Gemüsegarten hinter dem Bergfried derer von Düdingen zum von Holunderbüschen überwucherten Gewächshaus.

Obwohl Fritz lieber noch etwas von den in süße Dickmilch eingelegten Pflaumen und Kirschen gegessen hätte, löste er sich nicht aus dem festen Griff seiner gut zehn Jahre älteren, noch nicht verheirateten Kusine. In der längst übersatteten und betrunkenen Hochzeitsgesellschaft rülpste niemand Fritz oder Véronique hinterher.

«Willst du meine Rose sehen?», fragte Véronique ihren Vetter.

Fritz sah sich im Schuppen um. Außer einem modrigen Heuhaufen gab es da nichts.

Als er sich wieder seiner Kusine zuwandte, hatte sie ihre Bluse aufgerissen, zog den verdutzten Fritz mit beiden Händen an sich, bettete seinen Kopf zwischen ihre Brüste.

«Mon cher Frédéric!», hauchte sie, zog Fritz nieder ins Heu, entkleidete ihn schneller, als sie selber nackt neben ihm lag.

Ihre Zunge fuhr wie ein in sauren Wein eingelegtes Stück Fleisch in seinen Mund, drohte ihn zu ersticken. Es gelang ihm, sich zumindest von der Hüfte her von Kusine

Véronique etwas zu lösen. Untendurch fühlte er ihre Beine wie ein Nest voller Schlangen.

Mit den freigewordenen Händen leerte sie sich aus einer Tüte Fenchel- und Anissamen gegen ihren widerwärtigen Atem in den Mund, verschluckte sich.

«Besser?», keuchte sie.

Fritz fühlte, wie er sich als Frédéric de Cergnau schnell und heftig genötigt sah, in den Düdinger Rosengarten Richtung Guin einzudringen.

«Noch nicht!», hielt ihn Véronique zurück. «Zuerst musst auch du etwas gegen deinen Mundgeruch tun. Erst dann erlaube ich dir, den Kelch meiner Rose bis in die Tiefe zu erforschen.»

Fritz von Schernelz hatte den Rosenroman, diese monströse Liebesfibel, weder gelesen noch hatte er ihn nacherzählt bekommen. Nun zerkaute auch er Fenchel- und Anissamen, bevor er weiteren Aufforderungen Véroniques Folge leistete.

Dass der Rose ein Kind entspringen konnte, hatte er ebenso gesehen wie die immer gleichen und doch so unterschiedlichen Erforschungen des Kelches.

Sein Vater, seine Mutter, die Mägde, die Knechte, alle paarten sich ohne Scheu und Scham, wo immer sich eine Gelegenheit dazu ergab, und noch bevor ihn seine Mutter darauf aufmerksam machte, er sei wieder ein Jahr älter geworden, wurden aus den dicken Bäuchen mit blutbesudelten Händen verschrumpelte Wesen mit geschlossenen Augen und aufgerissenen Mündern gehoben. Meistens schrien die Neugeborenen nicht sehr lange. Antworteten sie auch nach Klapsen auf den Hintern nicht, wurden sie wie totgeborene Ferkel, Kälber oder Fohlen weggeworfen.

Nach oft weniger als einem Jahr begann das Geschrei von Neuem.

Wie oft seine Mutter vor ihm fast so laut geschrien hatte, wie er es vor drei, zwei und zum letzten Mal vor einem Jahr gehört hatte, wusste er nicht. Er hatte drei Schwestern und drei Brüder. Einer von ihnen war groß wie ein junger Stier und hatte nie gelernt auf zwei Beinen zu gehen. Er kannte keine Wörter, meckerte manchmal wie eine Ziege und wenn man ihn kitzelte, grunzte er wie ein Wurf Ferkel.

Die nicht allzu große Burg, in der er geboren wurde, stand hoch über einem See. Durch Rebberge sah man hinunter auf eine lang gezogene Insel. Darüber hinaus erstreckte sich ein weites hügeliges Land bis zu den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Alpen.

Dass er schon lange gehen und sogar noch schneller vor der aufgezogenen Hand seines jähzornigen Vaters fliehen konnte, als er verständliche Worte über seine Zunge und Lippen zu bringen imstande war, mochte damit zusammenhängen, dass die paar Häuser rund um die Festung nicht nur Schernelz, sondern oft im gleichen Atemzug auch Cergnau genannt wurden. Dann aber, mit fünf Jahren, sprach er fast von einem Tag zum andern fließend und mit erstaunlich vielen Wörtern Deutsch und Französisch, sofern man die Laute der Leute auf der Sprachgrenze überhaupt so nennen konnte.

«Mon vatter m'a schlagué avec un steck.»

Unten am See, in La Neuveville, wurden zuerst die Nonnen und bald einmal auch die Mönche in ihren Klöstern auf das Phänomen des Jungen mit Wurzeln bis hinüber ins bernische Patriziat aufmerksam, und sowohl Vater wie Mutter, die beide immer noch heftig damit beschäftigt waren, weitere Kinder zu zeugen, hatten etwas dagegen, dass der ausnehmend gerade gewachsene und mit seinen wie alte Weinstöcke gekrausten dunklen Haaren ebenso hübsche Knabe einer umfassenden christlichen und - von

den Mönchen versprochenen - ritterlichen Erziehung unterzogen wurde. Um sicherzugehen, dass die mehr oder weniger hohe Geistlichkeit das Außergewöhnliche Fritzens auch entsprechend einzuschätzen wusste, einigten sich Vater und Mutter darauf, dass sie auf einer Bootsfahrt von Ligerz hinüber zur Insel von einem Gewittersturm ins Schilf beim Hasenhügel getrieben worden seien, beim Warten auf besseres Wetter er von der Fleischeslust und sie von seinem Samenerguss überrascht worden sei und dass sie sich nach der Zeugung geblendet im Ende eines gewaltigen Regenbogens gefunden hätten.

Fritz wurde vom ersten Tag an sowohl von den Nonnen wie den hinter der Gartenmauer sich kasteienden Mönchen Frédéric genannt und in den Büchern als ein de Cergnaux geführt.

Schreiben, lesen und auch mit Zahlen umgehen lernte er so leichtfüßig, dass er einigen seiner Lehrerinnen und Lehrer bald einmal nahezu ebenbürtig war und sie sich, ohne sich untereinander abzusprechen, insgeheim entschlossen, ihn auch in die Geheimnisse der Körperlichkeiten einzuweißen, ihm Anschauungsunterricht im Baden, Waschen und anschließendem Einölen der geschrubbten Haut zu erteilen.

Frédéric, unschuldig, wie die der Keuschheit verpflichteten Nonnen und Mönche sich in Gebeten versicherten, schien den Gefühlsäußerungen und Ausdünstungen der unter seinen Händen dahinschmelzenden erwachsenen Gotteskinder in keiner Art und Weise ausgesetzt zu sein. Wenn sie sich zu stark räkelten, aufbäumten, ihre Hände und Lippen nicht mehr ihrem Gelübde gemäß unter Kontrolle hatten, dachte er sich seinen sprachlos gebliebenen, aber stark wie ein Stier gewachsenen Bruder zwischen sich und die in Versuchung Geratenen.

«Statt wie über einen Regenbogen zu ihm vorzustößen, fallen meine Hände bleischwer auf mich zurück», beichtete eine Nonne, und von hinter dem Trenngitter vernahm sie einen verständnisvollen Stoßseufzer.

Bevor Vater und Mutter ihren Fritz vollends vergaßen, besuchten sie ihn im Kloster und fanden den Knaben ein paar Jahre älter, größer und, wie die Mutter fand, entschieden hübscher.

Der Vater vermisste nicht die Muskeln, wohl aber um den Mund herum den Mann, und als Frédéric seinen Eltern auch noch in einem schier unverständlich schönen Französisch in erschreckender Unschuld erzählte, dass seine Lehrerinnen und Lehrer sich in der Badestube immer öfter nicht viel anders verhielten als der sprachlose Bruder, fragte die Mutter erschrocken:

«Wie kommst du auf so etwas?»

Der Vater machte die Faust im Sack.

«Wenn ich sie beim Baden, Waschen und Einölen kitzle ...»

«Es reicht!», schrie der Vater und zerrte seinen Sohn fluchend aus dem Kloster.

Als sich die Frau Oberin und ein in einen widerlichen Sack gekleideter Mönch der Mutter entgegenstellen wollten, formte die entsetzte weltliche Frau mit den Fingern ihrer linken Hand ein Loch und schlug mit der flachen rechten Hand mehrmals direkt vor den Augen der verkommenen Geistlichkeit so zu, dass deutlich wurde: Sie hatte den schändlichen Kindsmissbrauch durchschaut.

Außerhalb der Klostermauern nannte der Vater Fritz einen Schweinigel und ohrfeigte ihn.

«Dich bring ich zum Schwarzen Zähringer!», schrie er.

«Der wird dir die gesalbten Nonnen und aufgestengelten Mönche austreiben.»

Die Mutter bekreuzigte sich. Ihre Ergebenheit gegenüber der gottgewollten Geistlichkeit wirkte nicht sehr demütig. Als sie danach in Richtung Kloster ausspuckte, war ihr entschieden wohler.

II

Stutenreiter

Der Schwarze Zähringer lebte im Emmental auf einer heruntergekommenen Burg, die nur mit Hilfe des Teufels hatte gebaut werden können. Wie sonst hätten die Steine auf den weglosen, nur über eine in den Felsen gehauene schmale Treppe erreichbaren Hügel gebracht werden können.

Der Schwarze Zähringer war ein rothaariger, ungeschlachter Riese, das schwarze Schaf im hoch angesehenen Geschlecht der Zähringer. Alle Versuche, ihn ein für alle Mal aus der Erbfolge der adeligen Städtegründer zu entfernen, scheiterten an seinen jedem Bären und anderem Getier überlegenen Kräften.

Einmal auf der besagten Burg in Ruhe gelassen, wurde er zum weitherum gefragten Erzieher von dem Teufel vom Karren gefallenen Nachkömmlingen edler Geschlechter, die sich zwecks minutiös geplanter Ehen in höhere Gesellschaftsschichten keine in Verruf geratenen Verwandten leisten konnten.

«Von wegen Frédéric de Cergnau», begrüßte der Schwarze Zähringer den Schernelzer. «Wenn du glauben solltest, deine klösterlichen Erfahrungen mit meinen Mägden, meinen Töchtern, meiner Frau oder gar mit meinem Bedürfnis, ab und zu in einen Zuber heißen Wassers zu steigen, zu erweitern – zieh dein Hemd aus und stell dich mit dem Gesicht zur Wand, Fritz, der du bist und

hier oben, dem Himmel ein paar Fuß näher als in der Festung über dem Jurasee, auch bleiben wirst.» Er riss eine Peitsche von einem Haken und überzog Fritzens Rücken mit einem guten Dutzend blutige Striemen hinterlassenden Hieben. Der Schwarze Zähringer schien nicht mehr über die ihm nachgesagten Riesenkräfte zu verfügen. Der Ausgepeitschte zählte nach dem letzten Hieb bis dreizehn und drehte sich zu seinem Peiniger um.

«Je m'appelle Frédéric. Je suis l'écuyer¹ de Cergnaux!»

Der Schwarze Zähringer hob zu einem finalen Hieb aus.

«Je suis Frédéric, écuyer de Cergnaux», sagte der Junge, hob sein Hemd vom Boden auf, zog es sich über den Kopf.

«Und woher weißt du elender Angeber, dass ich dich für deine Frechheit nicht auf der Stelle totschiere?»

«Weil du nur stark bist, wenn du mir und anderen in den Rücken fallen kannst.»

«A cause de moi tu ...»

«Und meinetwegen brauchst du nicht in einem bürgerlichen Welsch zu parlieren. Deutsch, meine ich, verstehen wir uns besser. Nur in der Gegenwart zur Minne fähiger Mädchen und Frauen bitte ich um ein ritterliches comme il faut.»

Als seine Frau nach dem Löschen der Kerzen auf die ehelichen Pflichten ihres Mannes wartete, sprach der Schwarze Zähringer mehr zu seinem Kopfkissen als zu seiner um einige Jahre jüngeren Frau.

«Ich bin heute Nachmittag beim Auspeitschen des Knappen de Cergnaux ein alter Mann geworden.»

«Ich verstehe dich nicht», sagte die Frau und erhob sich aus den Kissen.

«Du hast mich sehr wohl verstanden!»

«Müssen sich unsere Töchter vor ihm in Acht nehmen?»

«Dir traue ich jede Schandtät zu!», murrte der Schwarze Zähringer, drehte sich von seiner Frau ab und gab vor, auf der Stelle eingeschlafen zu sein.

«Wie alt ist er denn?», fragte die Frau noch.

Antwort bekam sie keine mehr.

Frédéric de Cergnau war zwölf oder vielleicht auch erst zehn Jahre alt. Vor ihm waren bereits zwei Geschwister unmittelbar nach der Geburt verschieden. Nach ihm wäre seine Mutter bei Totgeburten zweimal beinahe im Kindbett gestorben. Danach wurde sie nicht mehr schwanger, und der Vater bekam es mehr und mehr mit der Angst zu tun, wenn es sie aus purer Lust verlangte, sich mit ihm zu paaren.

Unfruchtbare Frauen konnten allzu leicht in den Verruf kommen, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, oder zumindest der Hexerei bezichtigt werden.

Bei der niedrigen Lebenserwartung der Bevölkerung waren viele Kinder zwar noch keine Garantie für ein nicht allzu mühseliges Alter, aber wenn einem schon sehr früh die Zähne ausfielen, hofften vor allem die Männer, von ihren Enkeln zumindest noch ein paar Jahre den nötigen Brei eingelöffelt zu bekommen.

Der Schwarze Zähringer war dank seiner Körpergröße und der damit verbundenen robusten Kraft für seine eigenen Kinder und die ihm anvertrauten Knaben wie auserwählt dazu, aus dem Jungvolk so schnell als möglich Erwachsene zu machen, ihnen ohne Rücksichtnahme auf irgendwelche noch nicht genügend entwickelten körperlichen oder geistigen Eigenschaften beizubringen, wie man ohne Schaden zu nehmen dem Tod ins Auge zu schauen hatte.

Seine Frau, der wie Frédéric's Mutter auch nicht mehr nach Kinderkriegen zumute war, die aber mit einem untrüglichen Instinkt ihre guten und weniger guten Tage

gegen die Lust ihres Mannes einzusetzen verstand, übernahm es, die heranwachsenden Knaben auf ungefähr den geistigen Entwicklungsstand der Mädchen zu bringen.

Die religiöse Sache ließ sie mehr oder weniger bewusst außen vor. Nonnen und Mönche, denen sowohl der Adel als auch das gewöhnliche sowie das im Dreck lebende Volk den Kontakt zur Mutter Gottes, ihrem Sohn und Gottvater überließ, beteten für Freund und Feind die gleichen Litaneien und hoben sich mit ihren wohlweislich nicht auf der Zunge getragenen Meinungen gegenseitig auf, sodass jede Einflussnahme via Himmel von vornherein nichts als wunde Knie brachte. Dass Mann und Frau sich merklich voneinander unterschieden und die offensichtlichen Merkmale ständig zueinander zu bringen trachteten, dass dabei dicke Bäuche und schließlich Kinder entstanden, brauchte dem Jungvolk nicht erklärt oder gar beigebracht werden.

Der immer gleiche oder fast gleiche Vorgang wiederholte sich, wenn auch nicht gerade in aller Öffentlichkeit, so doch in den Familien ohne jede Scham und Scheu vor aller Augen, und wenn die Frauen und Männer zu alt dazu waren, boten die Tiere einen ebenso effizienten Anschauungsunterricht.

Frédéric zeigte am Unterricht der Schwarzen Zähringerin nur ein rudimentäres Interesse. Was sie ihm fürs Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen versuchte, war vergebene Liebesmühe. Sein Wissensstand überragte den ihren, zumal alles das, was er von den Nonnen und Mönchen nebst den erregenden Körperlichkeiten mitbekommen hatte, in seinem Kopf haften geblieben war und irgendwo in seinem Körper steckte, wo es jederzeit abrufbar war. Seine Reife erschreckte sie, und ihr lendenlahm gewordener Riese brauchte ihr kein zweites Mal ins Gewissen zu reden, sich vor dem zwischen Fritz

und Frédéric hin und her scharwenzelnden Knappen oder dem noch gefährlicheren Ecuyer in Acht zu nehmen. Alt kam sie sich in seiner Gegenwart vor, versuchte sich diese Empfindung immer wieder auszureden und mit der Tatsache von sich zu weisen, dass es ohnehin viel mehr Junge als Alte gab.

Ein als weise geltender wandernder Scholar behauptete, wenn man sich alle Menschen als Kuchen vorstelle und ihn mit dem Messer halbiere, bestehe die eine Hälfte aus ungefähr Zwanzigjährigen und auf der anderen Seite krächze der größere Teil noch ohne Stimmbruch und blute noch nicht jeden Monat. Stellte sie sich nun vor, zu welchem Stück dieses Kuchens sie gehörte, stieß es ihr sauer auf, ohne auch nur hineingebissen, geschweige denn etwas davon geschluckt zu haben.

Gegenüber den ungefähr gleichaltrigen Töchtern des Schwarzen Zähringers zeigte sich Frédéric von einer geradezu vornehmen Höflichkeit, nahm auf sie Rücksicht, wo immer es möglich war, bewunderte ihre Kleider und wie sie ihre Haare zu Zöpfen flochten und beim Löffeln der Suppe nicht sabberten. Wenn sie aber zu singen, Flöte zu spielen oder gar zu tanzen versuchten, fand er jederzeit eine Ausrede, sich das Geplärr, Gequietsche und Gehopse nicht anhören und ansehen zu müssen. Auch als die Jungfrauen, wie sich die Mädchen vornehm nannten, ihn zu einem Spiel aufforderten, bei dem sie sich krank stellten und er sie als Quacksalber auf Herz- und Bauchschmerzen untersuchen sollte, erfand er Bären, Wölfe und Luchse, die er stattdessen zu erlegen habe, bevor das Getier noch über den Burggraben sprang.

«Die Bären schlafen im Winter», wussten die Jungfrauen.

«Wenn ich den Schnee nicht von den Bäumen schüttele, drückt er die Tannen nieder.»

«Nicht bevor du mit deinem Ohr das Rumpeln in unseren Bäuchen gehört hast.»

Gerne hätte er ihre Beschwerden mit den Wörtern der Stallknechte und Waschweiber in den Dreck gezogen. Die Minne, von der er gehört, aber bisher noch nicht die Gelegenheit gehabt hatte, ihr zu huldigen, verbat es ihm.

«Euer Vater würde mich totschiagen, wenn er mich erwischte, wie ich mich über euch beuge.»

«Ach was, der beugt sich nicht nur über die rothaarige und die mit beiden Augen schielende Magd, er dringt von vorne in sie ein wie der Hengst in die Stute von hinten.»

«Frédéric!», rief in dem Moment der Schwarze Zähringer.

«Das Feuer in der Esse brennt. Für die Speerspitze brauche ich dich mit dem Blasbalg!»

Frédéric verbeugte sich vor den enttäuschten Jungfrauen.

«Der Gehorsam gegenüber dem Ritter steht für den Knappen über dem Spiel mit seinen Töchtern.»

Dass sie ihm Feigling nachriefen, beschäftigte ihn lange.

Um sein Gewissen zu erleichtern, schwor er sich, seiner Pflicht, der Minne zu huldigen, bei der nächsten Gelegenheit nachzukommen. Auch der nicht allzu hohen.

Er fühlte sich ohnehin mehr zu etwas älteren und vornehmeren Frauen als den Töchtern des Schwarzen Zähringers und zu dessen Mägden hingezogen.

Zuerst aber standen Reiten, Kämpfen und Jagen auf dem Programm.

«Und das Würfeln, das Schachspiel, das Singen und Musizieren», beharrte die Schwarze Zähringerin, hatte aber einen schweren Stand.

Alles Spielerische ging Frédéric leicht von der Hand. Die Schachfiguren hatte er sich längst eingeprägt.

«Die Würfel lieben mich, und wer mich mag, der gehorcht mir auch», verblüffte er seine Umgebung. Der Selbstverständlichkeit, mit der er dies sagte, konnte sich niemand entziehen.

Dem Burggeistlichen, einem etwas gar einfachen Gemüt, versicherte er, mit dem lieben Gott per Du zu sein und dass die Jungfrau Maria ihm zulächle, wo immer er ihr begegne. Ob in edles Holz geschnitzt, in Stein gehauen oder goldverziert in Büchern. Dass sie ihren Sohn jungfräulich zur Welt gebracht habe, habe sie ihm augenzwinkernd zu verstehen gegeben.

Der Geistliche war schockiert.

Dass das Reiten ihm anfänglich schwerfiel, widersprach der Bewunderung des Schwarzen Zähringers, die er für diesen vermaledeiten Fritz vom See und bernischen Patrizier insgeheim übrig hatte.

«Du musst den Rhythmus des Pferdes von deinem Hintern den Rücken hoch in dein Hirn steigen lassen!», rief ihm der Schwarze Zähringer hinterher und schüttelte ungläubig seinen Kopf, wenn Ross und Reiter wie ein Wagen auf drei ungleich zentrierten Rädern dahergehopst kamen.

Frédéric schnaubte zurück, genau das Gegenteil bezwecke er mit seinem unorthodoxen Sitz auf dem Pferderücken.

«Ich zwingen den Gaul, in meinem Takt zu traben und zu galoppieren.»

Nachdem er zum dritten Mal abgeworfen worden war, verlangte er, bevor er sich wieder auf den Hengst setze, auf einer Stute üben zu dürfen.

«Wenn du in den Ruf kommen möchtest, ein Stutenreiter zu sein, kannst du gleich auf eine Kuh

umsteigen.»

Frédéric, der Schnösel, war überzeugt, dass eine Stute schon nach der Geburt des ersten Fohlens mindestens anderthalb Mal so wertvoll war wie jeder Hengst. Also stieg er entgegen allen von den Rittern und anderen großmäuligen Herren gegebenen Empfehlungen auf eine fünfjährige Stute um. Er bewies seinen Spöttern, dass das Tier unter ihm einen eleganteren Trab und einen eindrücklicheren Galopp herzeigte als jeder sich als brachiale Bestie fortbewegende Hengst.

Als er sich wieder gegen alle Regeln auf den nackten Rücken des ihm nicht gutgesinnten Wallachs setzte und dieser sich sogleich zum Abwurf aufbäumte, flüsterte der Reiter ihm etwas ins Ohr und das Pferd trabte nicht ganz so elegant wie eine Mähre, aber doch recht grazil davon.

Als Frédéric den Rappen zum Galopp antrieb, war nur mehr sein Wiehern männlich.

Dem Kampf von Ritter zu Ritter – gegen jemanden aus einem minderwertigeren Stand zu kämpfen geziemte sich nicht – konnte Frédéric nicht allzu viel abgewinnen.

Eine an einem hölzernen Gestell hin und her schwingende Strohpuppe mit einer Lanze aufzuspießen fand er ebenso kindisch wie einen echten, gepanzerten Reiter mit einer gepolsterten Lanzenspitze vom Pferd zu stoßen.

«Wenn du den Kampf nicht übst, wirst du in jeder Schlacht eher ins Gras beißen, als du in den Sattel steigen kannst.»

Frédéric widersprach dem Schwarzen Zähringer nicht. Anderer Meinung zu sein war einem Jüngeren nicht erlaubt und er traf die Puppe, obschon er nicht so recht bei der Sache war, dennoch bei jedem Durchritt und selbst sein großer Lehrmeister wurde von Frédéric's stumpfer Lanze so hart getroffen, dass er in seiner Rüstung arg scheppernd

aus dem Sattel kugelte. Bei der Landung verklemmten sogar mehrere Scharniere und er musste wie eine Zwiebel aus dem Harnisch geschält werden.

Die Übungen mit dem Schwert verglich Frédéric mit Waldarbeiten, legte zersägte Baumstämme auf den Scheitstock und brachte zur Freude der Mägde fein säuberlich gespaltenes Holz in die Küche.

Dem Zwei- und Ringkampf stellte er sich gerne. War er aber zu anstrengend und schmerzhaft, ließ er sich ohne jeglichen Prestigeverlust auf den Rücken legen. Was ihm am meisten Spaß machte, waren Kurierdienste in delikaten Angelegenheiten.

Einmal, als dem Schwarzen Zähringer nach etwas gehobenerer Abwechslung gelüstete, beauftragte er seinen Knappen, sogleich in die Haut eines gewieften Ecuyers zu schlüpfen und einen Brief auf eine kyburgische Burg zu bringen, ihn dort niemand anderem als Gerharda, Freifrau von und zu Bodenau, einer am Bodensee mit einem Wüstling verheirateten Schönheit, auszuhändigen.

Frédéric ließ seine Lieblingsstute satteln, steckte eine Eichelhäherfeder auf seinen nach Florentiner Art geformten Hut, die rothaarige Magd stopfte genug Wegzehrung in die Satteltaschen, der Schwarze Zähringer reichte ihm ein reich verziertes kurzes Schwert und eine leichte Armbrust, versorgte ihn mit einem Lederbeutel voller Silber- und Kupfermünzen.

Frédéric hätte, wäre er nackt auf der Stute gesessen, ausgesehen wie Amor auf Mission.

Die Burgfrau und ihre noch nicht voll geschlechtsreifen Jungfrauen sahen der Zeremonie durch eine Scharte in der Burgmauer zu.

«Wohin schickst du unseren Fritz?», fragte die Frau ihren Schwarzen Zähringer in einem Ton, bei dem er

annehmen musste, sie habe seine Lust auf eine andere Schleckerei als die sauren Trauben aus seinem kümmerlichen Weinberg durchschaut.

«Der Engländer und der Franzose stecken in einem Krieg, und wir hier im Niemandsland zwischen den Habsburgern und den Lombarden könnten auf unangenehme Art und Weise vom Zwist betroffen und zwischen den Streithähnen zermalmt werden. Wir müssen auf der Hut sein.»

«Wohin ist Fritz unterwegs?»

«Weil Bern eher auf die Seite der Welschen tendiert und Rom sich früher oder später nach Avignon verlagern wird ...»

«Zu welchem nicht rothaarigen und nur auf einem Auge schielenden Weibsbild reitet er?»

«Zum Grafen von Bodenu, meinem Freund aus unserer gemeinsamen Knappenzzeit draußen im Elsässischen. Und auch wenn du es nicht glaubst, wir konspirieren.»

«Du musst ja deinem Kurier tüchtig Feuer unter den Hintern gelegt und ihm was weiß ich was für eine Braut versprochen haben, dass du seiner Verschwiegenheit so gewiss bist und du, ohne rot vor Verlegenheit zu werden, daherlügst.»

«Bodenu, sage ich und bleibe dabei!»

«Einen Kurier in konspirativer Mission schickt man nicht auf einer Stute los!»

Mehr sagte die Schwarze Zähringerin nicht mehr.

Frédéric hatte den Disput der Eheleute nicht mehr mitbekommen.

Vielleicht hätte es ihn weniger Ungemach gekostet, hätte er sich etwas später auf den besattelten Rücken der wiehernden Mähre gesetzt.

Endnoten

- 1 Knappe



Mariée du Taureau²

Es war eine respektable Strecke zu denen von und zu Bodenau. Fünfmal suchte er vor dem Einsetzen der Dunkelheit eine Unterkunft für sich und einen Stall für sein Pferd.

Die erste Nacht verhiess für die weitem Nächtingen nichts Gutes. In Sichtweite einer habsburgischen Burg stieg er vor einer Herberge ab, fragte höflich, ob es Platz für ihn und sein braves Tier gebe. Seine Ansprechperson war eine bucklige Frau mit einem hübschen Gesicht, etwas verkniffenen Augen und einem nahezu zahnlosen Mund.

«Für dich ja, wenn du dir nicht zu vornehm bist, das Bett mit den beiden Kurieren zu teilen, die vor kurzer Zeit auf zwei Hengsten angeritten kamen. Deine Mähre werden wir im Kuhstall zwischen den Kälbern und Stieren anbinden.»

Frédéric fragte seine Stute, ob es ihr recht wäre, bei diesen etwas grobschlächtigeren, sich auf Klauen fortbewegenden Vierbeinern zu nächtingen.

«Bist wohl ein ganz Schlauer», kommentierte die Frau vor dem Eingang der Herberge Zum Eichenblatt.

«Mit Verlaub, hochverehrte Wächterin am Eingang zum Hades, ich bin gegen Sie nur ein auf einem weiblichen Pferd reitender Wandersmann ohne höhere Bildung.»

Die Bucklige zog eine Glocke aus ihren weiten Röcken, schwang sie ein paarmal hin und her, worauf ein Knabe mit schorfigem Gesicht und schmutzigen Füßen aus einem

Erdloch kroch und die Stute, nachdem Frédéric den Sattel und die Taschen auf seine Schultern geladen hatte, entführte.

Frédéric klaubte ein paar Münzen aus seiner Gürteltasche, zeigte sie der Frau, zog aber die Hand zurück, als sie ihre Finger nach den Groschen ausstreckte.

«Drei für dich, eine fürs Ross.»

Frédéric zählte die gefragte Summe in die Hand der Magd und wurde eingelassen.

Es stank, ohne dass er hätte sagen können, wonach.

In der Schankstube saßen an mehreren Tischen Männer und Frauen, die wohl ebenfalls Erdlöchern entflohen waren. Schmutz und Dreck, wohin er sah. Niemand schien den jungen, wie ein zum Prinzen verzauberter Frosch gekleideten und herausgeputzten Jüngling zu beachten. Bis eine junge Frau, der eine übel gefärbte Flüssigkeit über die Lippen auf das Kinn sabberte, ihn entdeckte.

«Einen Krug Wein, und du hast mein Bett mitsamt mir!»

Frédéric trat zu ihr an den Tisch, reichte ihr die Hand, machte einen Kratzfuß.

«Zwei Krüge Wein und einen Silberling, wenn Sie das Bett nicht mit mir teilen, und einen weiteren für den, zu dem Sie sich aufs Stroh legen.»

Der von ihm ausgelöste Tumult war groß. Frédéric sah die Flöhe aus den gerauften Haaren springen und Blut unter schwarzen Fingernägeln hervorspritzen. Der Zank in der Schankstube dauerte bis in die Morgenstunden. Kaum einer, der jetzt noch um die für einen Silberling zu habende Frau stritt, war am Ende mehr dazu fähig, über die steile Leiter in den Raum mit den Strohsäcken hochzusteigen.

Seine Stute war von den Kälbern, Stieren und ihren Kühen wohlwollend aufgenommen worden. Das Bier zum

Frühstück schmeckte Frédéric, ebenso der schimmelige Käse und der geräucherte Schinken.

Dem Stallknecht drückte er eine kupferne Münze in die Hand, sattelte die Stute, die er von nun an, was sie keineswegs zu stören schien, Mariée du Taureau nannte, und machte sich davon. Hinter einem lauschigen Wäldchen setzten die Stute und er über einen Bach, auf der anderen Seite stieg er ab, entkleidete sich und wusch sich im klaren Wasser. Seine Stierenbraut wieherte, und es war ihm, er höre aus ihren Äußerungen einen deutlichen Einfluss der letzten Nacht.

«Ganz im Gegensatz zu dir bin ich den Versuchungen der Herberge nicht erlegen», sagte er zu der durch den Namen geadelten Mariée du Taureau.

Die folgenden Unterkünfte bis an den Bodensee bescherten ihm keinerlei neue Spektakel. Einmal nächtigte er am Rand eines Kornfeldes unter freiem Himmel, zweimal half ihm seine Aufmachung unter einem falschen, aber wohlklingenden Namen, auf einer Burg in sauberen Betten ohne Nebengeräusche unterzukommen.

Die Burg derer von und zu Bodenau fand er auf Anhieb, nächtigte aber vorerst im ehrwürdigen Konstanz, wo die Stadtwächter bei seinem Aussehen und der Ausstaffierung zu keinerlei Einwänden veranlasst waren, ihn nach einer kurzen Befragung nicht in die Stadt einzulassen. Im Gegenteil. Nachdem er ihnen erklärt hatte, er sei wegen des drohenden Krieges zwischen England und Frankreich im Auftrag des zähringischen Patriziats zu Sondierungen einer Friedensvermittlung seitens der Habsburger unterwegs, rieten sie ihm zur besten Herberge innerhalb der Stadtmauern. Er bedankte sich nach ritterlicher Manier und drückte den zwei eindrucksvoll geharnischten Wächtern je eine Silbermünze in die Hand, schwang sich in den Sattel und ritt der Herberge Zum Kaiserhof entgegen.

«Hast du je etwas von einem Krieg zwischen den Engländern und Franzosen gehört?», fragte der eine Stadtwächter den andern und begutachtete die Münze von allen Seiten.

«Die liegen sich zwar seit eh und je in den Haaren, aber warum die Habsburger sich da einmischen sollten, weiß ich beim besten Willen nicht. Vor allem, weil die sich doch mit den Kuhhirten am Gotthard selber einigen Dreck am Stecken eingehandelt haben. Ist der Silberling echt?»

«Glaub schon.»

«Dann kann's uns ja egal sein.»

«Was?»

«Ob der wie ein Franzmann herausgeputzte und gestriegelte Schnösel ein Spion oder sonst ein Verräter ist.»

Der Schreck fuhr dem Angesprochenen unter die Rüstung. Er sah gerade noch Ross und Reiter um die nächste Hausecke verschwinden.

«Im Namen aller drei Teufel, der reitet ja auf einer Mähre!»

«Es gibt nur einen Teufel! Aber recht hast du. Der hat uns mit seinen Silberlingen bestochen! So wurde seinerzeit jener Jünger gekauft, der half, Jesus ans Kreuz zu nageln.»

«Das waren die Römer und allen voran der, der am Brunnen vor dem Tor Jerusalems das Blut von seinen Händen wusch.»

«Du verwechselst das mit Golgatha und ich wette mit dir um deinen Sold, dass es mehr als einen Teufel gibt.»

«Einen haben wir wahrscheinlich gerade entzwischen lassen.»

Beide ließen die Münzen in ihren Taschen verschwinden und kümmerten sich wohlweislich weder um das Geschehen von vor fast anderthalbtausend Jahren noch um den eh nicht mehr einzufangenden Stutenreiter.